

Christa Müller

Die neuen Gärten in der Stadt

erschienen in: Thomas Kaestle (Hg): *Mind the Park. Planungsräume. Nutzersichten. Kunstvorfälle*, S. 84-89, Fruehwerk Verlag: Oldenburg 2009

In der ZEIT vom 25. Juni 2009 sind zwei Fotos abgebildet. Auf beiden gärtner eine Frau, jedoch auf eine Weise, die unterschiedlicher nicht sein könnte. Die eine – Königin Elisabeth die Zweite – trägt Lederstiefel, schwarze Handschuhe, Hut und Mantel und pflanzt mit einem Spaten einen Baum. Sie ist durch ein Sicherheitsband abgeschirmt von einer senioren-dominierten Zuschauerschar.

Die zweite Gärtnerin kniet in einem Salatbeet. Sie ist umgeben von einer ethnisch bunt gemischten Kinderschar in knallgelben T-Shirts. Die Botschaft ihres Bildes lautet: Ich wühle in der Erde und habe Spaß dabei. Sie bewirtschaftet den Bio-Küchengarten des Weißen Hauses – und ist Amerikas *First Lady*.

Michelle Obamas Bild ging durch die Weltpresse und ist ohne Zweifel Bestandteil des auf Hochtouren laufenden *Brandings* der Marke Obama.¹ Allerdings gibt es Anlass zur Annahme, dass diese Marke nicht primär dem Ruhm ihrer Träger dienen, sondern den Umbau der Gesellschaft befeuern soll. *Gebrandet* wird nämlich auch ein neues – ökologisches und partizipatives – Gesellschaftsmodell. Dafür stellt sich Michelle Obama ins Gemüsebeet und sendet von dort die kleinen Pfeile ihrer symbolischen Politik in die Welt: Ernährt euch gesund! Wir hier im Weißen Haus tun das auch. Nehmt die Geschicke Eures Lebens in die eigenen Hände! Verlasst euch nicht auf Saatgutmultis! Baut euer eigenes, lokales Gemüse an, das empfehlen wir sogar dem US-Landwirtschaftsministerium!² Bewegt euch an der frischen Luft! Stellt euch in den Dienst für andere, macht was Schönes zusammen und bildet neue kleine Gemeinschaften!

Die Botschaften klingen gut. Aber sie sind auch ambivalent. Zum einen stehen sie für eine freie und ihre Natureinbettung respektierende Gesellschaft, zum anderen spricht auch (und womöglich hinter Frau Obamas Rücken) eine ‚neosoziale‘ Logik aus ihnen, die den Wunsch nach Selbstbestimmung für den Umbau des Sozialstaates instrumentalisiert und über Aktivierungsdiskurse sozialpolitische Reformen legitimiert und durchsetzt.³

Dieser Ambivalenz muss man sich bewusst sein, wenn man dafür plädiert, die öffentlichen Räume für Eigeninitiative und Selbstversorgung zu vergrößern. Ebenso wichtig ist es jedoch, und darum soll es hier gehen, das Potenzial von neuen Formen des urbanen Gärtnerns für eine nachhaltige Umgestaltung der westlichen Industriegesellschaften zu erkennen.

Es stellt sich nämlich die Frage, warum ausgerechnet der Garten zum Ausgangspunkt von Gesellschaftspolitik wird – nicht der Ziergarten der Königin Elisabeth, sondern der Gemüsegarten, eine Einrichtung, die in den letzten Jahrzehnten in den westlichen Gesellschaften – zumal in den Großstädten – nur noch als anachronistisches Relikt auftauchte. Nachdem die Städte mit dem Nachkriegs-Entwicklungsparadigma ‚autogerecht‘ versehen und entsprechend umgestaltet waren, nahm auch auf dem Land der Gemüseanbau für den Eigenbedarf im Zuge eines historisch beispiellos beschleunigten Modernisierungsprozesses kontinuierlich ab. Landwirtschaft für die Region oder gar für den eigenen Bedarf galt

¹ Burros, Marian: *Obamas to Plant Vegetable Garden at White House*, New York Times, 19. 3. 2009

² Burros, Marian: *First Lady at Agriculture Department*, The Caucus. The Politics and Government Blog of the New York Times, 19. 2. 2009

³ Lessenich, Stephan: *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*, Bielefeld 2008

entsprechend des Primats der Ökonomie allenfalls als skurriles Überbleibsel überwunden geglaubter Zeiten. Jeder Landwirt, der etwas auf sich hielt (und Agrarsubventionen erhalten wollte), pflasterte seinen Hof, baute Intensivmastställe an das Einfamilienhaus, stellte einen Maschinenpark auf ihm ab und widmete sich fortan der industrialisierten Produktion von Nahrungsmitteln für anonyme Märkte.⁴ Kaum noch jemand wollte sich im Selbstversorgergarten den Rücken krumm machen. Stattdessen ging man in den Supermarkt und griff auf das preiswerte Angebot des Weltmarktes zurück. Die Freizeitgesellschaft boomte und war eine Zeitlang Synonym für gesellschaftlichen Fortschritt.

Mitten in dieser Modernisierungsvision (mit einer späteren Abwandlung der Diagnose in ‚Erlebnisgesellschaft‘) tauchen nun seit geraumer Zeit Akteure im öffentlichen Raum auf und reklamieren, dass sie ihr Gemüse lieber selbst anbauen möchten. Sie begrünen, ohne zu fragen, die Straßen, in denen sie wohnen, pflegen Baumscheiben, entmüllen brachliegende Flächen, übernehmen städtische Parks in Eigenregie und legen dort Gemüsebeete an. Nicht nur das Gärtnern, das Selbermachen generell, der Versuch, das Eigene in einer tendenziell vereinnehmenden und kolonisierenden Dominanz des Marktes neu zu entdecken und zu kultivieren, prägt die Identitätsfindungsversuche gerade jüngerer Generationen. Die aufmerksam zur Kenntnis genommene Publikation *Marke Eigenbau* beleuchtet die Perspektiven, die ihnen ein postfordistisches Gesellschaftsmodell bieten könnte, in dem nämlich das Handwerk eine Renaissance und das Selbermachen eine Revolution erleben sollen.⁵ Vorboten einer neuen „Kultur des Selbermachens“, die von den Autoren als Grundlage einer selbstreflexiven, auf global ausgehandelten Fairnessregeln beruhenden Ökonomie gesehen wird, kündigen sich bereits in Webportalen für selbst hergestellte Produkte, neuen Märkten für ökologische Waren und der boomenden *Open-Source*- und *Peer-Economy*- oder Allmende-Bewegung an.

Auch die neuen Gärten werden immer häufiger in diesem Spektrum reflektiert. Es fällt auf, dass viele dieser zunächst gegenläufig erscheinenden Phänomene den Garten sogar als Ausgangspunkt wählen. Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten, Interkulturelle Gärten oder das *Guerilla Gardening*, eine Aktionsform im öffentlichen Raum, um für die Bedeutung von innerstädtischem Grün zu sensibilisieren, sind Orte des Gemüseanbaus und Ausdruck neuen politischen Handelns zugleich. Man gründet sie auch, um die Bewohner des Viertels besser kennenzulernen, gerade auch die, die man sonst nicht treffen würde. Der Anspruch auf Teilhabe an der Kiezentwicklung nutzt den Garten ebenfalls als Basisstation. Die neuen Gartenaktivisten wollen Nachbarschaften mitgestalten und sich nicht sämtliche Nutzungsformen des öffentlichen Raums von der Stadtplanung vorschreiben lassen. Diese zivilgesellschaftlichen Formen der Eigeninitiative zeichnen ein neues Bild des Verhältnisses von Stadt und Land und zeigen auf, dass Städte nicht *per definitionem* Orte des passiven Konsums sind, sondern auch Schauplatz von kreativen Neuaneignungen, der immaterielle wie materielle Dimensionen hat. Bedingt durch vielfältige sozial-kulturelle Konstellationen und befeuert durch die aktuelle Finanzkrise lässt sich zunächst generell eine steigende Wertschätzung von Subsistenz beobachten. Immer mehr Menschen realisieren, dass sie ‚Mächten‘ ausgeliefert sind, die sie nicht steuern können. Geld, und mit ihm der Zugang zu materiellen Wohlstandswerten, ‚verdampft‘ quasi vor unseren Augen. Gleichzeitig steigen immaterielle Werte im Kurs: Freundschaft, Zugehörigkeit zu sozialen Netzwerken, neue

⁴ Müller, Christa: *Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung*, Frankfurt/New York 1998

⁵ Friebe, Holm/ Ramge, Thomas: *Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen den Massenkonsum*, Frankfurt/New York 2008

Erfahrungen von Heimat, die Fähigkeit zur Ruhe zu kommen, ein gutes Essen oder einfach den Moment genießen zu können. Auch die längerfristig angelegte sinnliche Erfahrung, Lebensmittel selbst anzubauen und zu ernten, darüber Wachstumszyklen beobachten und sich als produktiven Teil der städtischen Natur wahrnehmen zu können, hat Konjunktur. An der in den letzten Jahren boomenden Verbreitung von Interkulturellen Gärten⁶ wird deutlich, wie wichtig in diesem Zusammenhang Gestaltungsfreiräume sind. In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit Zuwanderungsgeschichte gemeinsam mit Herkunftsdeutschen auf eigenen kleinen Parzellen Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus, backen Brot im Lehmofen, imkern, kochen, grillen und feiern zusammen. Die Menschen bringen ihre Kenntnisse ins Spiel, sie erwirtschaften Überschüsse, die sie verschenken oder tauschen können; kurz: sie erfahren sich als souverän.⁷ Die anspruchsvolle Aufgabe lautet, in einem extrem heterogenen Raum Gemeinsamkeiten zu entdecken. Und es ist der Garten als Rahmen, der dieses ambitionierte Vorhaben erleichtert: Zusammen ein Stück Land gestalten, das Eigene wachsen sehen und ins Verhältnis zum Anderen setzen, sich austauschen über das Wachstum der Pflanzen wie über die eigenen Fort- und Rückschritte, das sind die großen und kleinen Möglichkeiten eines Gartens.

Das, was er als erstes bietet, ist die Möglichkeit zur Kommunikation, obwohl er gerade nicht – wie etwa ein Begegnungszentrum – explizit auf Begegnung ausgerichtet ist. Man geht in den Garten, um Kartoffeln anzubauen oder um sich unter einen Baum zu setzen. Man kann sprechen, man muss aber nicht. Man kann einfach nur verweilen. Oder gießen, auch einmal auf Nachbarbeeten, wenn andere verhindert sind. Man kann Überschüsse vom eigenen Beet verschenken. Sich in Kooperation üben. Unweigerlich kommt man in Kontakt mit anderen – und damit immer auch in Kontakt mit sich selbst. Über dem Garten liegt ein großer Sinnkontext. Es ist der Sinnkontext der Produktivität, der Versorgung, der Zuwendung und des Lernens. Interkulturelle Gärten ermöglichen diese Freiräume, indem sie sich nur auf die nötigsten Regeln und Vorgaben beschränken. Wer biologisch wirtschaftet und die anderen Gärtnerinnen und Gärtner respektiert, kann auf der eigenen Parzelle nach eigenem Gusto wirken. Die Gärtnerinnen und Gärtner mit Migrationshintergrund versuchen meistens, Saatgut aus ihren Herkunftsregionen zu erhalten. Sie wollen sehen, ob die Pflanzen, die ihnen noch aus ihrer Kindheit vertraut sind und die wie sie weit migriert sind, auch in Deutschland wachsen. Benötigen sie vielleicht weniger Wasser, mehr Sonne oder auch mehr Zuspruch? Und plötzlich kann man sehen, die Pflanze hat nicht dieselben Bedingungen hier, und sie wächst vielleicht auch nicht ganz so gerade und üppig wie in ihrer Herkunftsregion, aber sie wächst. Menschen beobachten sich selbst im Spiegel der Pflanzen. Auch die Erfahrung vieler Migrantinnen und Migranten, dass ihre Anwesenheit hinterfragt und angezweifelt wird, entfällt im Garten. Natur bewertet nicht, Natur beheimatet.

Das gilt nicht nur für Zugewanderte. Auch viele einheimische Gärtnerinnen und Gärtner beschreiben mit großer Empathie die heilenden Wirkungen des Gartens. Und das ist kein Wunder. Menschen ohne Naturerfahrungen drohen seelisch zu verkümmern. Das Glück, das Menschen empfinden, wenn sie in Berührung mit Natur sind, ist Ausdruck davon, dass wir uns aufgehoben und getragen fühlen im Lebendigen in uns. So lässt sich die Kernthese einer neuen Richtung in den Lebenswissenschaften auf den Punkt bringen, die zu dem Ergebnis kommt, dass der Verlust der Natur – im Alltag der Stadt, aber auch der Verlust der Artenvielfalt – mehr bedeutet als eine klimatische Katastrophe. Der Biologe und Philosoph Andreas Weber warnt: „Dem Menschen droht ein emotionaler Verlust, der die Grundstruktur seines Wesens angreift...

⁶ www.stiftung-interkultur.de

⁷ Müller, Christa: *Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*, München 2002

Weil alle unsere Eigenschaften, auch die ‚menschlichsten‘, letztlich aus einem organischen Boden wachsen, kann sich der Mensch nur dann ganz verstehen, wenn er sich – als Kulturwesen – innerhalb der Natur versteht. Für den Menschen liegt das größte Risiko der Umweltzerstörung darin, dieses Verständnis zu verschütten.“⁸

Der Garten ist ein Ort der Erdung und des Werdens und Vergehens, ein Abbild auch des menschlichen Lebens, dessen man sich für Momente versichern kann, auch wenn dies in der durchökonomisierten und effizient organisierten Hochmoderne zunehmend schwierig wird. Gärten sind auch „...Erfahrungs- und Wissens-Räume, vielleicht sogar Weisheits-Räume, denn sie bilden ein wohltuendes und nährendes Gegengewicht zu rationalistischen modernen Mythen wie die Subjekt-Objekt-Unterscheidung und die Vorstellung der totalen technischen Steuerbarkeit des Weltgeschehens durch wissenschaftlich-technische Interventionen. Gärten sind Räume des Wachstums. Sie sind damit nicht-lineare Räume, in denen Konstanz, gärtnerisches Wissen und Fürsorge belohnt werden.“⁹

Der Garten wirkt als Fundgrube in Bezug auf (Lebens-)Sinn. Das moderne Individuum ist hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch nach Freiheit und Autonomie, nach Selbstbestimmung und Unabhängigkeit und der Sehnsucht nach Eingebettetsein in ein größeres Ganzes; sei es soziale Gemeinschaft, Natur oder ein sinngebender spiritueller Zusammenhang. Als einer der wenigen Orte ermöglicht der Garten beides: in Verbindung mit der Natur und gleichzeitig mitten in einer pulsierenden Stadt zu sein, ganz bei sich zu sein und doch in der Welt, das Eigene zu gestalten und dem Fremden zu begegnen, die Erde zu spüren und die eigene Identität neu zu entdecken.

In den westlichen Gesellschaften, die sich von den Grundlagen der Versorgung scheinbar abgelöst haben, indem sie die Nahrungsmittelproduktion vom unmittelbaren Bodenzugang abgekoppelt, globalisiert und komplett an den Konsum gehängt haben, wird heute mehr und mehr deutlich, dass es eine Illusion war zu glauben, man könne Gesellschaft und Natur voneinander trennen, Menschen auf den Konsumentenstatus reduzieren und die Welt ungestraft als Rohstofflager für Privilegierte zurichten. Mit dem Versiegen des Erdöls steht nun zuallererst die industrialisierte Nahrungsmittelproduktion zur Disposition. Der amerikanische Journalist Michael Pollan sagte im Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Februar 2009:

„... wir müssen uns mehr mit urbaner Landwirtschaft auseinandersetzen, das Potential zur Nahrungsmittelerzeugung in den Städten viel besser ausnützen. ... je knapper das Öl wird, desto wichtiger wird es, Äcker in der Nähe der Städte zu erhalten. So, wie man Naturschutzgebiete nicht als Bauland nutzen darf, werden wir auch für Äcker Schutzregelungen schaffen müssen. ... Die Vorstellung, unser Essen um den halben Erdball zu transportieren, wird sehr bald sehr kurios erscheinen.“

Dass die Frage der Rückkehr der Landwirtschaft in unsere Städte bei weitem nicht nur eine Frage der Ressourceneffizienz ist, das zeigen die vielfältigen Dimensionen der neuen Gärten schon heute.

Autorin

Dr. Christa Müller ist Soziologin und geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft *anstiftung & ertomis* und der *Stiftung Interkultur* in München.

⁸ Weber, Andreas: *Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften*, Berlin 2008, S. 18f

⁹ Werner, Karin: *Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration*, München 2008: *Stiftung Interkultur – Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit*, Band 6, S. 2